

## Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Eines Tages, als die Söhne daheim waren, trug der kleine Per, oder der junge Per, wie er jetzt genannt wurde, einen neuen Cheviotanzug. Die kleineren Kinder, die nie etwas anderes gekannt hatten als geflickte und gestopfte und verwaschene Kleider, standen bewundernd um ihn herum und fanden, daß er geradezu wie ein feiner Herr aussehe.

Sophie strich mit den Fingern über den Stoff, dann faltete sie die Hände unter der Schürze und überließ sich ebenfalls ihren stillen Betrachtungen.

Per sagte zum Sohne:

„Zum Mai soll Mads ja auch dienen. Ihr müßt versuchen, ihm einen guten Platz im Süden zu verschaffen, wo Ihr beide seid; denn ich kann wohl merken, daß dort bessere Verhältnisse sind: es herrscht dort ein regeres Leben. Dort ist es besser für die Jugend — natürlich muß es bei guten Leuten sein, denn er ist ja noch so klein,“ fügte er in weichem Ton hinzu.

„Aber hört, Ihr Jungens,“ rief Sophie, „Ihr habt gewiß Zeug, daß Ihr abgeseht habt und nicht mehr braucht, das kann Mads dann bekommen, so daß er einigermaßen nett aussieht, wenn er seine Stellung antritt.“

„Wir wollen wohl dafür sorgen, daß er nett ausgerüstet ist,“ sagte Jens lächelnd und umschlang freundschaftlich Mads' Schulter.

Die Mutter blickte zu Jens hinauf und lachte:

„Ja, Du sparst Dir Geld zusammen. Gott mag wissen, wieviel Du schon im Kasten hast, ha ha ha!“

„Welches Ziel hast Du Dir eigentlich gesteckt, Jens?“ fragte der Vater.

„Ich will mein eigener Herr werden,“ antwortete der Sohn fest.

„Das ist ja ganz gut, aber — äh — wie steht es eigentlich sonst?“ — Per wendete sich im Bette den beiden Söhnen zu. — „Seid Ihr auch mit dabei, bei den Dingen im Süden.“

„Seid Ihr Mitglieder der Sozialdemokratie?“

„Des Häuslerverbandes?“

„Oder des Landarbeiterverbandes?“

Die Söhne blickten einander an, aber sie antworteten nicht so recht. Sie schüttelten nur ein wenig den Kopf.

„Denn es kommt jetzt anders, es ist eine neue Zeit angebrochen.“

„Ihr schlaft doch wohl nicht etwa?“ rief Per plötzlich laut.

„Wo verkehrt Ihr, welche Gesellschaft sucht Ihr auf?“

Per wollte nun von allem Bescheid wissen.

Die Söhne saßen halbverlegen da, das sei nicht so in aller Eile zu beantworten, meinten sie.

„Wo wollt Ihr zum Beispiel heute Abend hin?“

„Zum Ball.“

„Wo?“

„Im Krug.“

„Seid Ihr Abstinenzler?“

„Nein.“

„Ist nicht sonst noch irgendwo Ball?“

„Doch, im neuen Versammlungshause.“

„Kommt Ihr dort hin?“

„Nein.“ Jens sprach es zögernd. „Dort gehen sozusagen nur die feineren hin.“

„Seid Ihr denn grob?“

„Wir sind ja doch nur — Knechte.“

Aber da richtete Per Holt sich in seinem Bette auf; seine Augen funkelten.

„Seid Ihr nicht gut genug! Das ist doch des Teufels! Ich glaube nicht, daß meine Söhne solche Gedanken hätten!“

Die Söhne wurden ganz verlegen.

Per legte sich hastig ins Bett zurück und wurde ganz schweigsam. Aus seiner Brust drangen pfeifende Töne; er war nach dieser Krankheit so kurzatmig geworden.

Bald darauf mußten die Söhne fort.

„Nun, ja, ja, Kinder!“

Per war wieder freundlich zu ihnen.

„Wir werden bald wiederkommen und Euch besuchen,“ sagten sie.

„Ach ja, tut das, Ihr Kinder!“ Sophie legte die Hand auf ihren Anzug und strich darüber hin, um sich zu vergewissern, daß alles in Ordnung sei.

„Laßt mich nun sehen, daß Ihr niemals die Sache verloren gebt, Jungens!“ Das war das letzte, was Per sagte, bevor sie gingen.

Als die Söhne draußen waren, sagte der junge Per: „Es ist doch schön, mal so nach Hause zu kommen, zu den Alten!“

„Ja, aber er will uns, weiß Gott, mitunter examinieren,“ sagte Jens lächelnd. „Ich glaube wohl, daß er selber in seinen jungen Tagen überall mit dabei war.“

„Das glaube ich auch.“

Neugierig und stark interessiert schob der junge Per seinen Kopf ganz dicht an den des älteren Bruders.

„Aber es steckt viel Ueberzeugungsmut in ihm!“

„Ja, sein Nacken ist nicht so leicht zu beugen,“ antwortete der junge Per froh und stolz.

Sie waren jetzt am Wege angelangt und winkten mit der Hand zurück, wie sie es stets zu tun pflegten.

Und als sie weiter schritten, bemerkte Jens: „Ja, wenn unser Vater nicht arm gewesen wäre . . . aber er ist trotzdem ein fixer Kerl!“

„Das ist er,“ antwortete der junge Per.

Sophie schaute zum Fenster hinaus, solange sie noch irgend etwas von ihnen zu erblicken vermochte.

Darauf verlor sich der freudige Ausdruck in ihrem Antlitz, wie eine glühende Kohle, die erlischt.

Sie sank wieder zurück in ihre frühere Apathie.

### 14.

Der Mittagstisch steht so, wie sie ihn verlassen haben; die Tassen sind so leer, daß nicht ein einziger Tropfen mehr drin zurückgeblieben ist. Es ist überhaupt nichts nachgelassen, nicht eine Brotkrume, nicht soviel, daß eine Maus es zwischen ihre Zähne nehmen könnte.

Die Kinder sehen blaß aus; das tun sie immer zum Schluß des Winters. Kalt und verfroren gehen sie drinnen umher. Selbst das Spiel vermag sie nicht mehr recht zu fesseln.

Es ist einer jener eiskalten Wintertage, wo die Kälte so leicht durch das undichte Haus des armen Mannes und durch die dünnen Kleider dringt, als sei er völlig ohne Schutz und Schirm.

Per sitzt am Fenster. Er sieht auch sehr blaß aus, namentlich jetzt nach der Krankheit. Das Atmen wird ihm etwas schwer.

Er preßt seine Lippen zusammen, und an den Bewegungen der Schläfen sieht man, daß er dann und wann die Zähne aufeinanderbeißt.

Er sitzt da, ganz in seine eigenen Gedanken versunken. Niemand spricht ein Wort.

Es ist ein scharfer Ausdruck in Pers Antlitz gekommen in der letzten Zeit.

Sein Antlitz zeigt, daß das, woran er ständig denkt, sein Gemüt mehr und mehr verbittert hat.

Jetzt, mitten am Tage, ist die Sonne zum Durchbruch gekommen, und sie leuchtet draußen auf dem Schnee, daß es in die Augen schneidet.

Dann und wann fährt draußen ein Müllerwagen, ein Milchwagen oder sonst ein anderes Gefährt vorbei.

Da plötzlich funkelt es in einem feinen neusilbernen Geschirr, und ein paar blanke, braune, runde Pferde tauchen auf.

Es sitzen vier dicke in Pelz gekleidete Personen in dem Schlitten.

Die Schlittenglocken läuten, so daß die ganze Holtz-Familie ans Fenster eilt.

„Aber, du lieber Himmel, was soll das bedeuten?“ ruft Sophie.

„Er hat heute Geburtstag!“ antwortet Per.

„Wer?“

„Wir haben doch nur einen „er“ in der Gemeinde.“ Der Schlitten, der gleich darauf folgt, hat auch Glocken.

„So, das ist er, der kleine Korre von Kaskholm; er ist der

Bruder des ersten, der vorbeifuhr, des großen Norre. —

Sie sind beide gleich dumm und gleich geizig.“

Es ist Per, der halb zu sich selber spricht.

Der dritte Schlitten wird von zwei fuchsroten Stuten gezogen, die weiße Füße und helle Mähnen haben. — Das ist der dicke Jerik aus Korsdal.

„Seht nur einmal den dort! Der sieht aus wie ein fettes Schwein, das geschlachtet werden soll . . .“

Er gibt 15 Dere Trinkgeld. Es ist ein paarmal vorgekommen, daß er 25 Dere gegeben hat, aber dann glaubt er Wunder welche Heldentat er verrichtet hat . . . Siehst Du, der dort mit den beiden Pechschwarzen ankommt — die können laufen, das kannst Du glauben —, der gibt 35 Dere.“

„Du kennst sie gut, Per.“

„Sie kamen ja ständig auf Hoibyhof, damals als ich noch da war, und er feiert ja heute Geburtstag, der Kerl!“

„Du magst sie wohl nicht gerne, Per?“

„Ich kenn ihren Charakter und weiß, wie sie sind und dann — was heißt gerne mögen — ich weiß ja gut, daß sie dazu geboren sind und auf diese Weise ständig gelebt haben, aber es ist doch kein großes Vergnügen für unsereinen, wenn es einem so geht, wie es uns geht, dazusitzen und einen solchen Aufzug mitanzusehen von diesen Burschen, von denen man sich sagen kann, daß man selber genau so gut ist — nicht wahr?“

„Nein seht doch, was für einen Winterhut die auf hat!“ sagt Sophie. (Fortf. folgt.)

### Anatole France.

Anatole France wird heute 70 Jahre alt — der Kalender verrät es, ob auch seine frischströmende Phantasie und Schöpferkraft jeden Gedanken, ihn unter die Greise zu rechnen, veripottet. Nie hat einer den Geist der Schwere vollkommener überunden als dieser Phönix, der nicht nur aus der Flamme, sondern aus einem Meer von Büchern immer wieder verjüngt emporischwebt. France gehört zu den „dokumentierten“ Schriftstellern. Was auf Erden Bedeutendes, Tiefsinniges, Seltsames, Rärrisches in Büchern aufgezeichnet worden ist, hat er zusammengelesen: Philosophie und Grammatik, Geschichte und jegliche Kunstlehre, Theologie und Geheimwissenschaft. Die Antiquariate und Trödlerbuden älterer Länder hat er durchwühlt nach Schätzen, Seltenheiten und Kuriositäten. Aber nie war jemand weiter von allem Schulmeisterlichen, Pedantischen und Ausdringlichen entfernt, als dieser Alleswissler. Das kommt daher, daß er ein Dichter ist, der in und hinter all dieser aufgetürmten Weisheit den Menschen wahrnimmt, das naturgebundene Wesen mit seinen souveränen Annagungen, mit seinen belustigenden Beschränktheiten, die aber doch wieder ein Teil der unendlichen allgemeinen Mannigfaltigkeit und Möglichkeit sind.

France stammt geistig von R e n a n ab, dessen Andenken er auch eine seiner schönsten Reden gewidmet hat, aber er hat sich über die innere Dürftigkeit des ironischen Dilettantismus erhoben — vielleicht darum, weil er nicht vom Abisoluten, von der katholischen Theologie herkam, sondern umgekehrt einen in unendlicher Arbeit des Bewußtseins sich allmählich erweiternden Kreis höherer Ordnungen erblickte. Bei ausmerthamer Betrachtung zeigt sich in seinem Schaffen die Einheit, die die halb modern-weltmännische, halb antile Steppis seiner früheren Periode mit dem humanitären Eifer und dem sozialen Zukunftsglauben der späteren Romane, des Crainquebille und der sozialistischen Ansprachen verbindet. Es ist die französische klare Vernunft und die französische unverhimmelte Sinnenfreude, die sich in dem, ach so rasch abblühenden Garten des Lebens ergehen wollen. Daher der Haß gegen die moralischen Ueberspanntheiten, gegen die Romantil, die die mühselig emporgewundenen Eimer der Vernunft ausgießen und in die trüben Brunnen der „Intuition“ tauchen möchte. Dies ist auch die Erklärung der, historisch betrachtet, ungerechten Attade auf das Jakobinerium in seinem vorletzten Werke („Die Götter dürsten“). Der Voltairianer — das neueste Werk Frances, der „Aufstand der Engel“ weist auch literarisch direkt auf den Schöpfer des „Candide“ und sogar der „Jungfrau“ zurück — protestiert gegen den Sensualismus, gegen Rousseau, gegen die dürre Eugenottenethik, gegen die Unterwerfung der Menschen unter den Fetisch der Formeln. Erinnern wir uns nur, wie gerade in dem Roman aus der Schreckenszeit, während die Götter dürsten und Blut fordern, der Schalk Gros zwischen den Guillotincarren hindurchschlüpft. In dieser philosophierenden Galanterie, wie als feinnerviger Stilkünstler ist Anatole France ein Nachkomme und Fortsetzer der französischen Klassik, die an einem von Leidenschaften erfüllten, zeremoniell gebundenen Königshof erwachsen ist. Versailles, wohin er vor kurzem aus der von Automobilhupen durchdröhnten Avenue du Bois

geschlachtet ist, ist die Urheimat seines Geistes. Darum ist auch Racine sein Lieblingsdichter.

Die Respektlosigkeit hat er dann von der Antile und von der bürgerlichen Aufklärung überkommen, das Bürgerbewußtsein aber vom Proletariat, das in einer Welt immer höher schwellender Unvernunft der Vernunft einen unzerstörbaren Adergrund sichern will, durch ihre Anwendung auf die elementarsten sozialen Vorgänge, auf die Erhaltung der Rasse. — Anatole France ist als Dichter französischer als Balzac, der doch nur ein — allerdings nicht leicht anderswo als in Frankreich denkbare — ungeheurer Einzelfall war, französischer als Jola. Er ist weder von den Dämonen seiner Geschöpfe besessen, noch unterliegt seine schaffende Persönlichkeit der Wucht des sozialen Geschehens. Seine Chroniken der Zeit blinken von Erzählerfreude, von philosophischem Souveränitätsgefühl und von jener gütigen Ironie, die aus tiefem menschlichen Mitleid quillt, das zur menschlichen Mitfreude werden möchte. Auch als Dichter tritt er auch in unsere Reihen. Der Parteigenosse Anatole France will nichts Neues über nationalökonomische Dinge sagen, aber er schöpft aus der Quelle unseres Erkennens und Hoffens mit dem kristallinen Kelch seiner Sprache, durch den es tröstend und die Herzen erhellend hindurchschleuchtet.

### Crainquebille.

Von Anatole France.

Die Majestät der Justiz herrscht in ihrer ganzen Größe in jedem einzelnen Urteil, welches der Richter im Namen des souveränen Volkes verkündet. Jeremias Crainquebille, ein herumnagelnder Gemüseträmer, sollte erfahren, wie erhaben das Gesetz ist, als er wegen Beleidigung eines öffentlichen Staatsbeamten vor Gericht geführt wurde.

Nachdem er in dem prächtigen und düsternen Saale auf der Anklagebank Platz genommen hatte, sah er voll staunender Bewunderung auf die Richter und Advokaten in ihren Roben, auf den Gerichtsdiener, mit der Kette, auf die Polizisten und auf die Zuschauer, die bloßen Hauptes schweigend hinter einer Scheidewand saßen.

Er sah sich selbst auf einem erhöhten Sitz und empfand es als eine hohe Ehre, als Angeklagter vor dem hohen Tribunal erscheinen zu dürfen.

Im Hintergrund des Saales zwischen den beiden beigeordneten Richtern thronte der Präsident Bourriche, auf dessen Brust die Ehrenabzeichen der Akademie prangten.

Eine Wüste der Republik und ein Christus am Kreuze schmückten die Rückwand des Saales, so daß alle göttlichen und menschlichen Gesetze über Crainquebilles Haupt schwebten.

Er empfand es mit wahren Schrecken. Denn da er durchaus nicht philosophisch veranlagt war, fragte er sich nicht, was diese Wüste und dieses Kreuzifix hier bedeuten sollten und in welcher Beziehung eigentlich wohl Jesus und Marianne (familiärer Ausdruck für die Republik) zu dem Gericht stehen konnten.

Dennoch gab es einem zu denken, denn die päpstliche Lehre und das kanonische Recht stehen in vielen Punkten im Widerspruch zu der Verfassung der Republik und dem Zivilrecht.

So viel man weiß, sind die Dekretalen (das päpstliche Recht) nicht aufgehoben worden.

Die Kirche Christi lehrt wie früher, daß nur solche Mächte eine legitime Gültigkeit haben, die sie selbst eingesetzt hat. Aber die französische Republik erhebt den Anspruch, keineswegs von der päpstlichen Macht abhängig zu sein.

Füglich hatte Crainquebille mit einigem Recht sagen können: Meine Herren Richter, da der Präsident Loubet nicht gefalbt ist, so verwirft dieser Christus, der zu Euren Häuptern hängt, kraft des Konzils und der päpstlichen Gewalt Eure Macht.

Entweder ist er hier, um Euch an die Macht der Kirche zu erinnern, die Eure Macht vermindert, oder seine Gegenwart hier hat absolut keinen vernünftigen Sinn.

Daraufhin hätte der Präsident Bourriche vielleicht geantwortet:

Angeklagter Crainquebille, Frankreichs Könige haben immer in Unfrieden mit dem Papst gelebt.

Wilhelm von Rogaret wurde exkommuniziert, aber um solcher Kleinigkeiten willen dankte er nicht ab.

Der Christ hier im Gerichtssaal ist nicht der Christ Gregors VII. und Bonifacius VIII. Er ist, sozusagen, der Christ des Evangeliums, der nichts vom kanonischen Recht wußte und niemals etwas von den verwünschten Dekretalen gehört hat.

Dann lag es bei Crainquebille, ihm zu antworten: Der Christ des Evangeliums war ein Menschenfreund.

Auch außerdem erlitt er eine Verurteilung, die alle christlichen Völker seit neunzehn Jahrhunderten als einen großen Irrtum des Justiz anerkannt haben. Ich rate daher, mein Herr Präsident, mich in seinem Namen nicht einmal zu vierundzwanzig Stunden Gefängnis zu verurteilen.

Aber Crainquebille machte weder historische oder politische, noch

soziale Betrachtungen. Er verharrte in krummem Staunen. Der Apparat, der ihn umgab, stößte ihm eine hohe Bewunderung für die Justiz ein.

Er war so von Ehrerbietung durchdrungen, so überwältigt von Angst und Schrecken, daß er die Entscheidung über seine Schuld ganz den Richtern anheim stellte.

In seinem innersten Gewissen zwar fühlte er sich unschuldig, aber was war das Gewissen eines einfachen Gemüselträmers gegenüber dem Gesetz und den Verwaltern der öffentlichen Strafgewalt. Schon sein Advokat hatte ihn halbwegs davon überzeugt, daß er nicht unschuldig sei. Eine kurze summarische Untersuchung hatte die ihn belastenden Anklagen ergeben.

Jeremias Crainquebille, seines Zeichens ein herumziehender Gemüsehändler, zog tagaus tagein durch die Straßen von Paris und schob seinen Handwagen vor sich her, indem er rief: Kohl, Rüben, Wurzel, Salat!

Und wenn er Porree hatte, rief er: „Spargel, schöne Spargel,“ denn Porree sind die Spargel der Armen.

Als er am 20. Oktober um die Mittagstunde die Straße von Montmartre hinabfuhr, trat Frau Bayard, die Schusterfrau, aus ihrem Laden und an seinen Wagen.

Prüfend wog sie ein Bund Porree in der Hand und sagte wegwerfend:

„Das sind man recht jämmerliche Dinger, was sollen sie denn kosten?“

„Fünfzehn Sous, Frau Meisterin,“ erwiderte Crainquebille, „bessere finden Sie nirgends.“

„Was, fünfzehn Sous für drei etende Stangen!“ rief die Frau, und entrüstet warf sie das Gemüse auf den Karren zurück.

In diesem Augenblick kam der Schuhmann Nr. 64 vorüber. Er näherte sich Crainquebille und sagte:

„Fahren Sie weiter.“

Seit fünfzig Jahren tat Crainquebille von morgens bis abends nichts als weiterfahren — immer nur weiterfahren.

Gegen diese Ordnung hatte er nichts einzuwenden. Sie schien ihm im Gegenteil ganz gerecht und in der Natur der Sache. Er war darum auch geneigt, zu gehorchen, und drängte die Meisterin, ihren Bedarf an Gemüse zu nehmen.

„Na, ich werde doch wohl noch aussuchen dürfen, was ich brauche,“ erwiderte sie spitz und besah und befühlte von neuem die Porreebündel. Dann behielt sie eins, was ihr am größten erschien, und preßte es gegen ihren Busen, wie die Heiligen auf den Kirchenbildern die geweihten Palmenzweige an ihre Brust drücken.

„Vierzehn Sous sollen Sie haben,“ sagte sie, „das ist mehr als genug. Aber ich habe kein Geld in der Tasche, ich muß es aus dem Laden holen.“

Ihr Porreebündel im Arm, trat sie in den Schusterladen, wo bereits eine Kundin mit einem kleinen Kinde wartete.

Jetzt ermahnte der Schuhmann Nr. 64 Crainquebille zum zweiten Male:

„Fahren Sie weiter.“

„Ich wart' auf mein Geld,“ erwiderte dieser.

„Habe ich Ihnen etwa gesagt, Sie sollen auf Ihr Geld warten? Weiterfahren sollen sie, verstanden?“ wiederholte der Polizist.

Währenddessen probierte die Schusterfrau dem Kinde, dessen Mutter es sehr eilig hatte, ein paar blaue Schuhchen an.

Die grünen Köpfe der Porreestangen ruhten auf dem Ladentisch.

In dem halben Jahrhundert, in welchem Crainquebille seinen Karren durch die Straßen schob, hatte er gelernt, den Vertretern einer hohen Obrigkeit zu gehorchen. Aber diesmal befand er sich in einer schwierigen Lage — zwischen Pflicht und Recht.

Er hatte keinen juristischen Verstand. Er konnte nicht begreifen, daß sein persönliches gutes Recht ihn nicht davon entband, eine gesetzliche Pflicht zu erfüllen.

Er sah in erster Linie nur sein Recht, das darin bestand, seine vierzehn Sous zu bekommen, und nicht die Pflicht, die ihn hieß, seinen Karren weiter zu schieben, immer weiter. Er blieb daher ruhig stehen.

Zum dritten Male befahl ihm der Schuhmann in ruhigem, gelassenen Tone, weiter zu fahren. Im Gegensatz zu vielen anderen, die immer drohen und nie eingreifen, war der Schuhmann Nr. 64 sehr ruhig bei seinen Ermahnungen, aber sehr prompt dabei, ein Protokoll aufzunehmen. So war nun mal sein Charakter.

Aber obgleich er ein ziemlicher Dummkopf war, so war er doch ein tüchtiger Beamter und ein rechtschaffener Soldat. Nützig wie ein Löwe und sanft wie ein Kind, handelte er strikt nach seiner Weisung.

„Sagen Sie mal, können Sie nicht hören, Sie sollen weiterfahren.“

Crainquebille hielt den Grund, warum er stehen blieb, für zu wichtig, als daß er ihm nicht stichhaltig genug erschienen wäre. Er erklärte daher kurz und bündig:

„Zum Ausdruck, wenn ich Ihnen doch sage, daß ich auf mein Geld warte.“

Der Schuhmann begnügte sich damit, zu erwidern:

„Ich soll Sie wohl wegen Zuwiderhandlung bestrafen, was? Wenn Sie das wollen, brauchen Sie's man bloß zu sagen.“

Als Crainquebille das hörte, zuckte er langsam die Achseln und

blickte erst auf den Polizisten, dann zum Himmel hinauf, als wollte er sagen:

„Gerechter Gott, als ob ich je die Worte verachtet hätte! Mich je gegen die Vorschriften und Dekrete aufgebracht hätte, die man unserem herumziehenden Stande macht!“

Um fünf Uhr morgens bin ich schon in den Markthallen. Von sieben Uhr an reiße ich mir die Hände wund und schwielig an dem Griffen meines Schubkarrens und rufe unermüdet: Kohl, Rüben, Wurzel . . .

Ich bin über 60 Jahre alt und bin so müde. Und Sie fragen, ob ich Lust hätte, die schwarze Fahne der Empörung zu schwingen. Sie wollen sich wohl lustig machen über mich, das ist grausam und schlecht.“

Sei es nun, daß der Polizist diesen Blick nicht erfaßt hatte oder darin keine genügende Entschuldigung für den offenbaren Ungehorsam sah, er sagte nochmals, kurz und rauh, ob Crainquebille ihn verstanden habe.

Zudem erreichte die Aufstauung der Fahrzeuge in diesem Augenblick ihren Höhepunkt in der Rue de Montmartre. Die Droschken, Karren, Möbelwagen, die Omnibusse und Rollwagen waren so eng zusammengedrückt, daß es schien, als ob sie unentwirrbar ineinander geraten wären.

Und über die unbewegliche Wagenburg erscholl ein wüstes Geschimpf und Geschrei. Die Droschkenkutscher wechselten mit den Schlächterburschen aus sicherer Ferne heroische Beseidigungen, und die Omnibusfahrer, die in Crainquebille einzig und allein die Ursache der ganzen Verwickelung sahen, nannten ihn einen alten Kohlkopf.

Auf dem Trottoir drängten sich immer mehr Neugierige heran und verfolgten den Vorfall mit Interesse.

Als der Schuhmann sich dieser Art beobachtet sah, dachte er nur noch daran, seine Autorität geltend zu machen.

„Es ist gut,“ sagte er kurz, und damit zog er sein schmutziges Notizbuch und einen sehr kurzen Bleistift aus der Tasche.

Crainquebille blieb bei seiner Idee. Er gehorchte einer inneren Macht. Hebrigen hätte er in diesem Augenblick weder zurück noch vorwärts fahren können, denn das eine Rad seines Karrens hatte sich in das Rad eines Milchwagens verfangen.

Er riß an seinen spärlichen Haaren und schrie: „Herrgott, wenn ich Ihnen doch sage, daß ich auf mein Geld warte. Schod schwere Rot zum Donnerwetter noch mal!“

Durch diese Worte, die dem Alten mehr aus Verzweiflung als aus Widersehlichkeit entfahren, jähste sich der Polizist beleidigt.

Und da für ihn jede Beseidigung notwendigerweise die traditionelle, regelmäßige, geheiligte, rituelle, sozusagen liturgische Form annahm, nämlich: „Verfluchter Polyp,“ so sagte sein Ohr die Worte des Delinquenten so auf.

„So, Sie haben „Verfluchter Polyp“ gesagt? Es ist gut, folgen Sie mir.“

(Fortf. folgt.)

## Ein armer Junge.

Er gehörte zu den armen Kindern der Stadt. Zu denen, die von der Not der Eltern bleich und schwächlich gezeichnet werden.

Da er viele Geschwister hatte, und der Verdienst des Vaters gering war, mußte er frühzeitig mithelfen beim Brotverdien. Wenn er gegen acht Uhr morgens zur Schule ging, so laute er unterwegs die Semmel, die er sich bereits verdient hatte.

Die Mutter brachte für den Vater das Frühstück zu den Kunden; da mußte er tüchtig mitm. Nachmittags ging er zu dem alten Messerschmied im Nebenhan. Dort drehte er den Schleifstein und verdiente sich so einen Groschen täglich und das Abendbrot.

In den kurzen Pausen zwischen dem Semmeltragen und der Schulzeit, und zwischen dieser und dem Steindrehen schrieb er seine Schulaufgaben, lernte er die Säge und rechnete und zeichnete, was Lehrer und Bücher von ihm forderten.

Das alles tat er äußerst gewissenhaft und fleißig. Er war der erste Schüler in der Klasse, und er lekte seinen jungen Stolz und seine Ehre darein, das zu bleiben.

Als die Jungens in der Schule einmal einen Aufsatz über das Thema „Mein Lebenslauf“ schreiben mußten, faßte er den Schlusssatz seiner Arbeit so: „Nach beendeter Schulzeit will ich, so Gott will, mein Glück als Zeichnen oder Maler versuchen.“

Diese Worte drückten den unbedingt ernstgemeinten Wunsch des Schreibebers aus. Wenn er sich vielleicht zum Lernen der Geschichten und zum Rechnen ein ganz klein wenig zwingen mußte, zeichnen und malen tat er, weil es ihm Freude bereitete; da war er wirklich mit Leib und Seele dabei. Er empfand es nicht als Opfer, wenn er die wenigen freien Stunden, die ihm dann und wann der Tag ließ, dafür hingab. Sobald er unter seiner Hand Landschaften und Blumen bunte Vögel oder sonst Dinge, die das Leben zeigte, auf dem Papier entstehen sah, vergaß er, was ihn sonst bedrückte und quälte.

Er fühlte nicht, daß ihm keine Stunde für Spiel und kindliches Vergnügen blieb. Er merkte nicht, wie das Leben seine junge Seele viel zu früh ernst stimmte. Und er vermied nicht das frühliche, sorgenlose Glück der Kindheit; einfach deshalb nicht, weil er es nicht gefannt.

Aber wie in jedem Menschen, der eine Last zu tragen hat, instinktiv die Sehnsucht erwacht und wächst, welche hinausverlangt aus der gefühlten Enge, so wurde auch in ihm eine Hoffnung lebendig, die in ihrem Ziele und ihrem Wollen zwar verschwommen und unbestimmt war, die aber doch seinem freudearmen Leben einen stillen, inneren Schimmer von Sonne gab. Diese Hoffnung ankerte eben in dem fortwährenden Schaffenden Erproben der Kraft. Der Straft, die auszunützen sein Beruf werden sollte.

Das kleine, bescheidene Glück, welches er auf diese Art in sich krug, wuchs eines Tages zu einer Größe, daß sein junges Herz es kaum zu fassen vermochte. Das war, als ihm der Lehrer in der Schule sagte, er könne die Stelle eines Zeichnerlehrlings erhalten. Vorausgesetzt sei nur, daß seine Eltern damit einverstanden seien und vor allen Dingen, daß er selbst es wolle. Der zukünftige Meister habe die Zeichnungen von ihm gesehen, sich sonst nach ihm erkundigt und sich bereits entschlossen.

Ob er wollte? Natürlich wollte er das! Der Junge hätte aufjubeln mögen vor innerer Glückseligkeit. Damit ging ja sein ganzes Träumen und Sehnen in Erfüllung!

Er lief an dem Tage fast weinend vor Freude heim. Sein Gesicht strahlte und die sonst so blassen Wangen färbten sich ein wenig rot.

Die Mutter war ganz überrascht, als sie ihren Jungen so sah. Had als er ihr den Grund seines Riesenglückes mitteilte, freute sie sich mit ihm.

Abends wollten sie mit dem Vater darüber sprechen — — —

Der Tag der Schulentlassung kam und die geräumige Turnhalle war voll von jungen Menschenkindern, die nun hinaus „ins Leben“ treten wollten. Der Schuldirektor sprach Worte des Abschieds. Einfache, gutgemeinte, schlichte Worte. Vom Tapfersein im Leben und vom Vorwärtstreben nach hohen Zielen. Von der Schwere des Kampfes und von dessen Freude. Die Mädels weinten alle, auch die Mütter, welche rings saßen. Nur die Jungen bissen die Zähne zusammen, weil sie keine Tränen sehen lassen wollten.

Als der Direktor geschlossen hatte und einen Augenblick Stille im Raume herrschte, hörte man in den Reihen der Jungen ein kurzes einzelnes Schluchzen. Doch ehe jemand der Fernstehenden, dem Klange folgend, sehen konnte, wer es war, begann der Schulchor die alte Abschiedsweise: Es ist bestimmt in Gottes Rat! — — zu singen, und das laute Weinen versank in den Tönen des Liedes — — —

Langsam verließen die Menschen die Halle. Die meisten schweigend — nur wenige schwabend.

Vor dem Ausgange bildeten sich Gruppen. Man wartete aufeinander und besprach sich gegenseitig. Fragen und Antworten, wie sie der Tag gab, schwirrten durch einander. Ich lerne Tischler. Bleibst Du daheim? Wo wirst Du hinwandern? Ich werde Lehrer, ich Schmied — und so fort.

Mit einem Male stand ein ganzer Kreis um den Jungen, der vorhin geschluchzt, und dem sich jetzt noch die Tränen aus den Augen zwängten. Warum er weine? Und was er — der er immer Massenerster war und der so gut malen könne — lerne?

Der Junge wollte antworten, aber die Worte erstikten in Schluchzern.

„Warum weinst Du so?“ frug ihn einer.

Da preßte es ihm mit erschütternder Behmut die Worte heraus:

„Ich darf nichts lernen — wir sind zu arm.“

Kurt Hängelorb.

## Kleines Feuilleton.

### Naturwissenschaftliches.

Sind die Protozoen unsterblich? Mit dieser öfter aufgeworfenen Frage beschäftigt sich ein Referat des „Prometheus“. Weismann stellte als erster die Behauptung auf, daß die Protozoen (Archiere) unsterblich seien, weil das Plasma jeder Zelle nach der Teilung in den Tochterzellen restlos weiterlebt. Der Tod sei keine Notwendigkeit im Entwicklungsgang der Protozoen, wenn diese auch in Wirklichkeit infolge ungünstiger Einflüsse zu Millionen sterben.

Die Behauptung Weismanns wurde von Maupas angezweifelt, der die Ansicht vertrat, daß das Protoplasma der Protozoen, wenn es nicht zeitweise eine Verjüngung durch Verschmelzung mit einer anderen Zelle erfahre, allmählich an Altersschwäche zugrunde gehen müsse. Maupas züchtete Exemplare von Stylonchya in Nährflüssigkeit und isolierte jedesmal die durch Teilung neuentstandene Zelle von allen übrigen, so daß jede Konjugation (Vereinigung) ausgeschlossen war. Er erhielt auf diese Weise zahlreiche Generationen von Zellen, beobachtete aber, daß in der 200. oder 220. Generation die Teilungsfähigkeit nachließ und das Protozoon an Altersschwäche starb.

Diese Versuche sind neuerdings von Woodruff wiederholt worden, und zwar mit ganz anderem Ergebnis. Er arbeitete mit der

Wimperinfusorie Paramacium aurelia, die sich unter natürlichen Bedingungen längere Zeit durch Vierteilung vermehrt, um dann gelegentlich Verschmelzung zweier Zellen herbeizuführen. Bei Ausschluß jeder Konjugation brachte es Woodruff nun im Laufe von 5 1/2 Jahren auf 3340 Generationen. Durchschnittlich erfolgten in je 48 Stunden drei Teilungen. Die Teilungsgeschwindigkeit war Schwankungen unterworfen, doch wurden nie Perioden besonderer Schwäche beobachtet, und die jüngste Generation war noch ebenso kräftig wie die Stammutter. Nach diesem Resultat glaubt sich Woodruff zu der Annahme berechtigt, daß das Protoplasma einer einzigen Zelle unter günstigen äußeren Umständen ohne Hilfe von Konjugation imstande ist, sich unbegrenzt fortzupflanzen, und daß Altern und Befruchtungsbedürfnis nicht Grundeigenschaften der lebenden Substanz sind.

### Medizinisches.

Die Wirkung des Klapperschlangengifts gegen Epilepsie. Daß die gefährlichsten Gifte bei vorsichtiger Anwendung einen außerordentlichen Nutzen als Medizin haben können, ist durch zahlreiche Beweise zu belegen. Allerdings sind es meist Pflanzengifte, die sich zu einer solchen Anwendung empfohlen haben. Dennoch schien es von vornherein nicht unwahrscheinlich, als vor etwa einem Jahr aus Amerika, der Heimat der Klapperschlange, die Nachricht kam, daß auch das tödliche Gift dieses gefährdeten Reptils für die Belämpfung von Krankheiten verwertet werden könnte, und zwar gegen die Epilepsie. Die Kunde hat denn auch in ärztlichen Kreisen überall großes Aufsehen erregt und zu Versuchen Anlaß gegeben. Jetzt liegen zwei Veröffentlichungen vor, die zwar noch mehr als die früheren zu äußerster Vorsicht mahnen, aber die günstigen Erfahrungen in einem gewissen Umfang bestätigen.

Zunächst sind die Forschungen des hervorragenden Pariser Forschers Calmette, eines der gründlichsten Kenner der Schlangengifte, zu erwähnen, die er in der letzten Sitzung der dortigen Akademie der Wissenschaften vorgetragen hat. Er hat sich an die ursprünglichen Versuche von Spangler in Philadelphia und von Fadenheim in Deutschland angeschlossen, aber nicht das Gift der zuerst von Spangler verwerteten Schauerklapperschlange, die hauptsächlich in Südamerika vorkommt, sondern der nordamerikanischen Diamantklapperschlange gebraucht. Die Impfungen fanden in Paris durchweg an Frauen statt, die in Irrenhäuser aufgenommen waren. Calmette versichert, daß das Gift fast immer auf eigentliche Epilepsie eine nächtliche Wirkung ausübt, die außerdem von dem Alter und dem Zustand der Kranken abhängt. Je jünger die Kranken waren, und je milder ihr Leiden, desto besser gestaltete sich der Erfolg. Durch die Impfung werden die Anfälle verzögert oder ganz unterdrückt.

Ein amerikanischer Arzt, Dr. Anderson, dagegen warnt im Journal der amerikanischen medizinischen Vereinigung mit größtem Nachdruck vor einer leichtsinnigen Anwendung des Mittels, das insbesondere in der allerorgfältigsten Weise zubereitet werden muß. Er hat bei seinen eigenen Versuchen einen Todesfall zu verzeichnen gehabt, der durch die Anwesenheit von Bakterien in dem getrockneten Gift erklärt werden mußte.

### Astronomisches.

Die Leere des Weltraums. Daß der Weltraum zwischen Himmelskörpern völlig leer sein sollte, kann man sich nicht vorstellen. Wenn Kraftübertragungen wie von der Sonne auf die Erde stattfinden, so muß unsere Einbildungskraft irgendeinen Stoff erdenken, der zum Träger der Fortpflanzung wird. Daraus ist die Anschauung vom Weltäther entstanden und hat sich behauptet, obgleich noch kein sicherer Nachweis für sein Vorhandensein erbracht worden ist, oder überhaupt jemals erhofft werden kann. Dennoch ist nicht anzunehmen, daß diese stoffliche Erfüllung des Weltraums eine erhebliche Masse darstellen kann, weil das Sonnenlicht wahrscheinlich auf dem Wege bis zur Erde, d. h. bis zu den obersten Regionen ihrer Atmosphäre keine merkliche Abschwächung erleidet. Das läßt sich sogar durch eine rechnerische Schätzung beweisen. Zwischen der Erde und dem Jupiter liegt ein Raum, der auf dem geradlinigen Wege wenigstens 600 Millionen Kilometer mißt, also etwa viermal größer ist als der Abstand der Erde von der Sonne. Denkt man sich diesen Raum mit einem Gas gefüllt, dessen Dichte nur den 100 000 000 sten Teil der Dichte der Luft an der Erdoberfläche beträgt, so würde die Abschwächung, die das Licht des Jupiters auf dem Wege bis zur Erde erfähre, etwa zweimal stärker sein, als die sich tatsächlich in der Atmosphäre der Erde selbst vollzieht. Daraus ergibt sich, daß der Weltraum, wenn er auch nicht als völlig leer gedacht werden darf, nur mit einem Gas erfüllt sein kann, das noch viel feiner und leichter ist als das in dieser Rechnung angenommene. Allerdings ist der Begriff der Dichte durchaus relativ, nämlich abhängig von der Wirkung der Massenanziehung oder dessen, was in unserer Atmosphäre Luftdruck genannt wird. Würde das Luftmeer, das die Erde umgibt, in dem ganzen Weltraum bis zur Milchstraße hin verteilt werden, so würde es eine so feine Beschaffenheit annehmen, daß es auch mit dem empfindlichsten optischen Instrument nicht mehr wahrgenommen werden könnte.